Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 28 (1938)

Heft: 2

Artikel: Die Schwabengänger

Autor: Jörger, Paula

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004848

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sicher wesentlich anders ausgefallen. Steigt man vermittelst einer Treppe zum zweiten Speichergemach empor, so steht man vor den Worten „Daniel Bigler zu Gfel Hat mir die dür vereret.“ (s. Abb. 7). Auch hier redet der Beschenkte zu uns, von ihm oder wenigstens in seinem Auftrage ist der Spruch geschaffen worden.

Die hier beschriebenen Türen stammen aus den Jahren 1727 bis 1823. Ob dieser schöne Brauch des Türenschenkens im Emmental schon in frühern Jahrhunderten geübt worden ist, lässt sich lediglich vermuten.

Er hängt ohne Zweifel zum Teil mit dem des Holzschenkens an Neubauten zusammen. Freundnachbarliche und sippenweise Hülfeleistungen beim Erstellen der Wohnhäuser hat man ja von jeher gekannt.

Eine freudige Überraschung ward uns aber letzthin zuteil, als Freund Rob. Marti und ich vor dem eben besprochenen Schönenwasen-Speicherlein standen und mit dem greisen Chr. Soltermann vom untern Heimwesen plauderten: „Won i no bi ledig gsy, deheime, hei mer von er Eiche la Lade sage. Die sy Jahri umenand gläge. Jetze, won i im föüfezwänzgi (1925) e Stock ha la boue, het es si du tüecht, das pass grad u du het mer du my Schwager zwo Türe gschänkt. Das het mi no gfreut. Ja, es het si e Schriner ve däne, der Grunder im Birche (bei Utzigen) gmacht.“

Also ist der Brauch heute noch, wenn auch schwach nur, im Volke lebendig. Hoffen wir, dass es gelinge, ihn wieder allgemein bekannt zu machen.

Die Schwabengänger.

Von Paula Jörger, Chur.

„Bünderli uf um Rügge
Stäckli in der Hand,
O mi liaba Vatter
Ich gan ins Schwabaland.“

Dieses Verslein habe ich oft als Kind im Spiele gesungen, ohne zu ahnen, was seine Wirklichkeit bedeuten konnte. Heute, über Jahr und Tag, ergreift mich das Erleben der kleinen Schwabengänger und nicht minder die Einfachheit und Genügsamkeit früherer Zeiten!

Die Schwabengängerei war von altersher in verschiedenen Tälern Graubündens Brauch. Der karge Boden spendete nur eine magere Ernte, und der Hunger war oft mit zu Gast am kinderreichen Tische. Darum schickte man alle esslustigen Mäulchen fort, die nicht in einer Alp Anstellung als Hirten fanden, oder deren Hilfe man bei der Sommerarbeit entbehren konnte. Der Brauch war heimisch im ganzen Oberland, im Lugnetz und im Oberhalbstein.

Auch aus dem abgelegenen Valsertale, meiner engeren Heimat, zogen die Kinder im Frühjahr ins Schwabenland. Es leben ihrer dort heute noch, die dabei waren, und manche wissen von den Erlebnissen ihrer Vorfahren zu berichten. Hören Sie zu, was sie mir davon erzählt haben!

Chlaas Stoffel ist heute 82 Jahre alt (s. Abb. 8). Er ging als 9 jähriger Knabe zum ersten Male mit. An St. Joseph, am 19. März, war

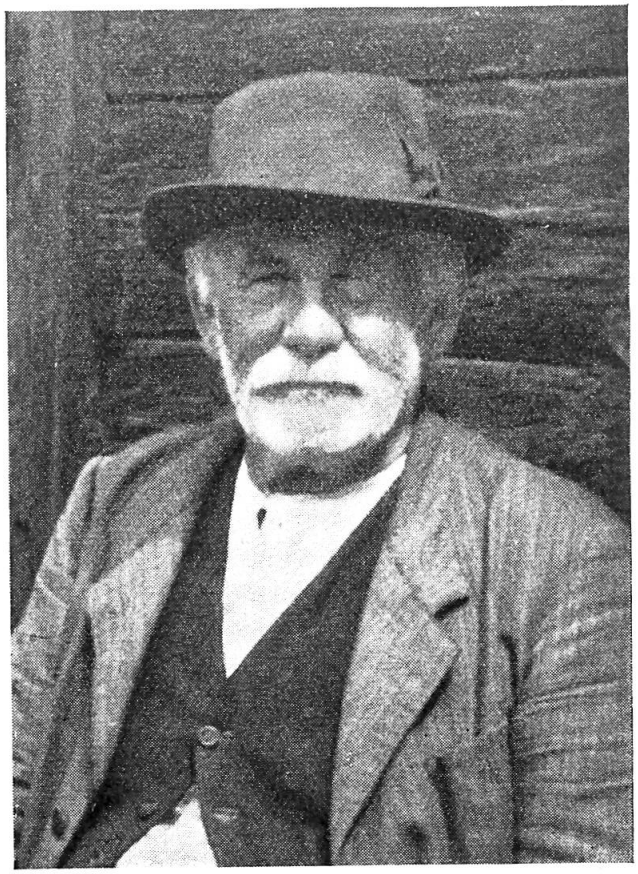

Abb. 8. Chlaas Stoffel.

die Abreise, und zurück kehrte man auf Martini oder St. Katharina (11. oder 25. November). Die verbleibenden 3—4 Monate ging Chlaas in die Schule. In späteren Jahren freilich, als man einmal von Gesetzes wegen die Schulbänke drücken musste, durfte die Abreise erst nach Schulschluss erfolgen, etwa im April, und man kehrte auch etwas früher heim, auf Allerheiligen. Zu spät für den Schulbeginn war das zwar immer noch — 1 bis 2 Wochen — aber da war nicht viel zu machen. Im Frühjahr hingegen mischte sich die Schulbehörde unter Umständen recht ärgerlich in die Reisepläne der kleinen Auswanderer. Als sie z. B. einmal ein paar Tage vor Schulschluss ausgezogen waren und bereits Furth, das erste Dorf im Lugnetz, erreicht hatten, stellte sich ihnen auf

Geheiss des Schulrates der unvernünftige Landjäger in den Weg und führte die ganze Gesellschaft wieder heim und zur Schulbank!

Es zogen da also Kinder im schulpflichtigen Alter aus, 7—14jährige, Buben und Mädchen.

Von ihrem Onkel, vom „Aetter Phlipp", erzählte mir die Base Clementina, er sei schon als 6jähriges Büblein mitgegangen. Er war gross für sein Alter, und so meinte die Mutter: „Du

Abb. 9. „Schwabengänger" im Festzug der Centenarfeier in Truns 1924.
Photo Feuerstein, Schuls.

chascht au ga, bischt grosse gnuag". Aber an Ort und Stelle wollte doch niemand den kleinen Knaben dingen, und so musste er wieder heimkehren. Dafür aber wetzte er im nächsten Jahre die Scharte aus. Als erster wurde er von einem Bauern aus der Schar berausgeholt, der geradeswegs auf ihn zukam mit den Worten: „Der Schwarz dert will i, der gfallt mer". Philipp war also indessen nicht nur grösser geworden, er hatte auch brandschwarzes Haar, das seinem Herrn gefiel.

Jedes Jahr gingen etwa 30 bis 40 Kinder aus Vals ins Schwabenland, noch früher, nach einer Schrift aus dem Jahre 1849 sogar 40 bis 60. Sie machten die Reise in Gruppen von

6 bis 10, 12 Kindern unter Führung eines Mannes oder einer Frau. Chlaas wurde Balthasar Schnyder anvertraut, der im Schwabenlande weit herum bekannt war als „der gross Baltis". Auch Martatunni machte den Schwabenvater. D'Hannesmicheltrina, d's Stöffeltisch Baba, d's Chesslertresli gehörten zu den Führerinnen. Als letzte, während 30 Jahren, ging Christina Schmid, „d'Badstina", bis ins Jahr 1909. Im Spätherbst sammelte der Führer seine Schützlinge bei den einzelnen Bauern wieder und führte sie zurück in die Heimat.

Als Chlaas Stoffel ins Schwabenland zog, gab es noch keine Strasse nach Ilanz, und die Reise ging selbstverständlich für die ganze Strecke zu Fuss. Durch die düsteren Schluchten des wilden Valserrheines führte nur ein schmaler, stellenweise gefährlicher Saumweg hinaus ins Lugnetzertal. Er wurde wenig begangen, weil ja der hauptsächlichste Verkehr der Valser über den Valserberg nach Hinterrhein ging, wohin sie ihr Vieh zu Markte trieben, und wo sie die nötigen Lebensmittel einkauften.

Am ersten Tage also gelangten die kleinen Wanderer bis Schleuis bei Ilanz, am zweiten bis Ems. Am dritten Tag wurde über Chur die „Molinära" erreicht, das bischöfliche Gut zwischen Trimmis und Zizers. Dann gings über die Luziensteig bis Balzers oder Triesen im Lichtenstein, von dort nach Altenstatt bei Feldkirch, nach Lauterach und am 7. Tage an den Haupt- und Marktort Wangen. In späteren Jahren war die Reise für die Schwabengänger viel weniger beschwerlich. Auf der neu gebauten Kunststrasse drohten nicht mehr die Schrecken der Schlucht, und von Chur weg, später schon von Ilanz weg, ersparte ihnen die Eisenbahn die mühsame Wanderung.

Übernachtet wurde bei Bauern. Jeder Führer hatte seine bestimmten Absteigequartiere bei Bekannten. In Ems z. B. bot Kaspar Jörger, selber ein Valser, den kleinen Wandersleuten Unterkunft. Im Heu, im Kuhstall auf Stroh oder Türkenlaub, war das Lager bereitet. Mancherorts durften die Kinder auch in der Stube verbleiben, wo sie sich unter den Tisch oder die Bank auf den Boden hinlegten, mit dem Bündel als Kissen unter dem Kopf, „mit dem Bünderli under em Grind".

Dieser Bündel, „d's Bünderli", das war ein Salzsäcklein, aus dem die Mutter ohne grosse Kunst einen flotten Rucksack gemacht hatte. Aus einem festen Stoff wurden zwei Träger gerüstet. Bei Chlaas tatens die abgetrennten Gürte „vu tribna Hosa" (von ausgedienten Hosen). Mit einer Schnur wurden diese Träger oben am Sack und unten an den Zipfeln befestigt. Damit die Schnur nicht abrutsche, wurde in jeden Zipfel ein „Härdöpfelti" (kleine Kartoffel) oder ein Holztötzli gesteckt und mit abgebunden. In

diesen famosen Rucksack kam das Sonntagsgewändli, dazu „öppa a Stuck Chappa“ bei den Buben und „as Schnupftuach“ bei den Mädchen. Etwas Leibwäsche fehlte nicht bei den späteren Schwabengängern, während Chlaas Stoffel sich erinnern will, dass die Kinder nur das eine Hemd auf dem Leibe mit sich trugen, das man ihnen dann etwa einmal über Nacht gewaschen hätte. Ein Stück Brot und Käse für den ersten Tag hatte auch noch Platz im Bünderli.

Die andern Reisetage wurde das Essen zusammengebettelt in den Ortschaften, durch die man zog. Zur Hauptsache war das Brot. Abends und morgens gab es beim Quartiergeber auch etwas Warmes. Brot wurde überall reichlich gespendet, so dass es auch für den Führer oder die Führerin reichte, ja oft im Überflusse. Damit bewarfen sich dann manchmal die Buben, wenn die Wanderung wieder ausser dem Orte im freien Felde weiter ging. „Wir heind enandera abotschat“ erzählte, die eigene Unvernunft missbilligend, Chlaas. Im Kapuzinerkloster in Feldkirch gab es ein feines Weissbrot, im Kloster in Altenstatt eine flotte Mehlsuppe, und auch im Frauenkloster Bregenz bettelte man gerne, weil es eine gute Suppe gab. In Dornbirn aber lohnte sich das Kreuzerbetteln. Auch in dieser Beziehung schwand die Poesie in späteren Jahren. Man brauchte nicht mehr zu betteln, weil man etwas Geld mitbekommen hatte auf die Reise, die ja überdies durch die Bahnfahrt bedeutend abgekürzt wurde.

Am Ziele angelangt, bezog man den Markt. Da trat dann das Schicksal an die kleinen Schwabengänger heran in Gestalt der Bauern, die sich aus der Kinderschar heraussuchten, was ihnen gefiel, und was sie an Hilfe gebrauchten: einen Buben oder ein Mädchen, grösser oder kleiner, blond oder schwarz. In der Regel fanden alle ihren Herrn, ja es kam auch vor, dass der Kinder zu wenige waren.

Etwas verschämt rückte Chlaas mit der Frage heraus, die die Bauern als erste und gewiss ebenso indiskrete als überflüssige an ihre jungen Knechtlein richteten: „Seichst nit ins Bett?“ Und die Mädchen mussten auch noch versichern, wie Frau Eugenia erzählte, dass sie keine Läuse hätten.

Später verlor sich der Brauch, die Kinder auf dem Markte zu verdingen. Die einen kehrten zu ihrem vorjährigen Herrn zurück und wurden vom Führer direkt auf dessen Hof begleitet. Für die andern wusste der Führer zum voraus ein Plätzchen bei einem seiner Kunden, die sich schon im Herbst, wenn er die Kinder wieder abholte, für das kommende Frühjahr eines bestellten.

Sehr oft kehrten die Kinder, solange sie ins Schwabenland gingen, die meisten bis zur Schulentlassung, jedesmal zum gleichen Bauern zurück. Hie und da verblieben sie auch ganz dort während

2—3 Jahren und besuchten dort die Schule. Es kam auch vor, dass sie dauernd im Schwabenlande verblieben und sich dort verheirateten.

Die Führer bekamen als Lohn für jedes Kind vom Bauern das Verdinggeld, 1 Gulden. Im Herbst, wenn sie die Kinder wieder abholten, erbettelten sie sich „Stuppa“ (Kuder, Werg) und bekamen meist ein ordentliches Bündel davon zusammen, das sie auf dem Rücken nach Hause trugen. Um Stuppa zu betteln, kam auch sonst manches arme Bäuerlein aus den Bergen ins Tiefland herunter gewandert, oder gar, um auf den abgeernteten Äckern die verlorenen Ähren zu sammeln, zum „Aeli lesa“. Auch diese wurden, dankbar und genügsam, in einer „Bränta“ auf dem Rücken heim getragen.

Aus der Stuppa hätten sie wohl Heutücher gewoben, meinte ich — — — wurde aber für diese Meinung vom alten Chlaas brav ausgelacht. „Heutüacher, jawoll! Lilächi und Hembi heinsch drus gwoba. Dua heinsch drum no nit a so a fini Hut kä wia hüt“. Manche Bauern füllten dem Führer zum Lohn auch etwa Dörrobst in den Sack.

Fast immer erging es den Kindern gut bei ihren Brotherren, ja manche hatten es besser im Schwabenlande als daheim am kargen Tisch. Ab und zu freilich kam auch etwa das Gegenteil vor, und die jungen Leutchen suchten sich dann manchmal selber einen besseren Herrn. Einige liefen auch kurzerhand davon und der Heimat zu.

So machte es der 12jährige Jakobstäffa. Als er aber im heimatlichen Dorfe anlangte, schämte er sich, sich zu zeigen und lief geradeswegs noch bis in die Alp hinauf, wo die Mutter Sennerin war. Von ihrer Güte fürchtete er keinen Tadel und keinen Spott.

Auch Konrad Schmid erging es so. Daheim angelangt, wagte er sich nicht ins Haus. Er verbarg sich im gegenüberliegenden Stalle und machte sich durch Gepolter und Rufe bemerkbar. Die Mutter hörte den sonderbaren Lärm, und der Vater entdeckte dann als dessen Urheber den durchgebrannten Schwabengänger.

Die Arbeit, die die Kinder zu leisten hatten, war mannigfaltig. In erster Linie mussten sie morgens und abends das Vieh hüten. Grössere halfen auch beim Melken. Sie waren behilflich bei allen Hausarbeiten — Chlaas half der Hausfrau sogar beim Backen des Brotes — und auf dem Felde, beim Heuen, beim Jäten, bei der Obst-, Kartoffel- und Getreideernte. Frau Eugenia war auch beim Torfstechen dabei. Sie bot die ausgestochenen Klötze, die der Sohn aus der Grube heraufwarf, dem Vater weiter, der sie schön geordnet aufs Feld legte zum trocknen. Wenn sie auf der oberen Seite trocken waren, musste sie sie umkehren.

Josef Rieder, ein Bruder des schwarzhaarigen Philipp, war bei einem Grossbauern verdingt. Da wurde im Herbst das Korn mit Rossen gedrescht, indem die Tiere über dasselbe hin und her gesprengt wurden. Der Bube musste mit einem Korbe den Pferden nachlaufen, um darin den Mist aufzufangen, damit er nicht ins Korn falle und es verunreinige.

Etwas, was unsern Schwabengängern nicht gefiel, alle habens geklagt, war das Barfusslaufen. Das waren sie in ihrer Heimat nicht gewöhnt, wo es kalt war und die rauhen Wege voll grober Steine. Im Schwabenlande aber nahm man ihnen die Schuhe weg, und vom ersten Tage an mussten sie ohne gehen. Das schmerzte auf den harten Stoppeln, bis die Füsse sich daran gewöhnt hatten!

Dafür gab es dann aber im Herbst als Teil des Lohnes, wenigstens bei den Knaben, ein Paar Rohrstiefel. Der Schuster kam eigens ins Haus auf die Stör, um sie ihnen anzumessen. Das war ein Stolz, wenn man mit den über das Bünderli gehängten Stiefeln nach Hause kam und dort damit herumparadierte! „En Saustolz hät ma kä“. Die andern armen Buben aber, die daheim hatten bleiben müssen, vergingen fast vor Sehnsucht nach dem Besitze ebensolcher Stiefel, und mancher Vater holte schliesslich den Schuster herbei, damit er seinem Buben die Stiefel mache und damit dem Drängen, ihretwegen auch ins Schwabenland ziehen zu wollen, ein Ende bereite. Franz Schmid, der Postillon, der im Winter die Post von Furth nach Vals fährt, erzählt uns davon, wie er sich so die Rohrstiefel verdient, und wie gut sie ihm gesessen haben, so gut, dass er sie nach dem ersten Regenwetter nicht mehr ausziehen konnte!

Als Hauptlohn bekamen die Schwabengänger „d's dopplet Häs“, also zwei Kleidungen. Die eine war aus Wollstoff, die andere aus einem festen Zwilch. Der Schneider kam auf die Stör ins Haus, um es ihnen nach Mass zu machen. Für die Mädchen gab es zwei Röcklein und manchmal auch noch eine schöne warme Halsschlinge dazu. An Geld bekamen sie mindestens einen Gulden, grössere deren 12 bis 15. Manche trugen auch einen grossen Laib Brot im Bünderli heim.

Im Frühling bei der Wegreise flossen wohl etwa bittere Tränen, wenn es von der Mutter fort ging, aber „schi heinds halt müassa lida“. Und auch am Dienstorte plagte die kleinen Auswanderer in der ersten Zeit etwa das Heimweh. Die romanischen Kinder verstanden ja nicht einmal die deutsche Sprache. „Mit dena heinsch de halt eppa müassa Geduld hä“.

Im Grossen und Ganzen aber bedeutete der Aufenthalt im Schwabenlande eine Wohltat für die Kinder; denn sie lernten

arbeiten und gehorchen. Das ist die Meinung des alten Chlaas Stoffel, für die ich Hochachtung empfinde.

Zum Schlusse möchte ich noch den kleinen Markus Rieder vorstellen, den „Aetter Marx", auch ein Bruder des Philipp. Er war erst 7 Jahre alt, zum erstenmal im Schwabenlande und hatte einen bösen Brotherrn getroffen. Darum lief er fort, suchte und fand den Weg in die Heimat zurück. Als die Mutter am Sonntag Nachmittag aus der Vesper nach Hause kam, war der kleine Marx in der Stube!

Das war doch ein tapferes Büblein, das den langen, fremden Weg so mutig ganz allein unter die Füsse nahm! Seinen Brüdern aber kam das gar nicht tapfer vor. Clementina und Peterantoni habens erzählt, wie „Aetter Marx" von „Aetter Joseb" und „Aetter Phlipp" sein Leben lang bei Gelegenheit zu hören bekam: „Du bischt ja us um Schwabaland uoha glüffa!"

Bücherbesprechungen.

Vo chline Lüte. Zwergensagen, Feen- und Fänggengeschichten aus der Schweiz. Neu mitgeteilt von C. Englert-Faye, mit Bildern von Berta Tappolet. St. Gallen, Schweizer Bücherfreunde 1937.

Ein ausgezeichnetes, wirklich entzückendes Buch, das allen Eltern, die ihren Kindern noch erzählen, und allen Freunden volkstümlicher Sage recht angelegentlich empfohlen sei. Englert gibt 97 der köstlichsten Geschichtlein „vo chline Lüte" aus allen, auch den welschen Landschaften der Schweiz. Er hat sich gelegentlich Zusammenfassung verschiedener Ueberlieferungen in eine Gestalt und wohl auch sonst gelegentlich Freiheiten erlaubt; ein Verfahren, das nicht jedermann zu empfehlen ist. Geschieht es aber mit so ausgesprochenem Sinn für das Echte, mit so tiefem und lebendigem Verständnis für die Sprache, wie hier, so kann man nur freudig zustimmen. Hat doch Wilhelm Grimm seine Märchen nicht anders erzählt, und nicht zum wenigsten darauf beruht ihr unverwüstlicher, jugendfrischer Zauber. Bilder und Ausstattung sind vorzüglich. K. M.

Unsere Heimat. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt. XII. Jahrg. 1938.

Das Freiamt ist wohl ein dankbares Arbeitsfeld für eine rührige historische Gesellschaft. An Ausgrabungen ist schon viel geleistet worden, und in denJahresschriften findet sich immer historisch und volkskundlich Interessantes. So sind im vorliegenden Heft eine Anzahl Sagen aus dem Oberfreiamt zusammengestellt worden. In einem weiteren Artikel finden wir Nachrichten über kleine Wallfahrtsorte im Freiamt, so z. B. über die drei Angelsachsen, die auch zu Sarmenstorf in der Kapelle verehrt werden, in die der merkwürdige Granitblock hineinragt. Es ist sehr zu hoffen, dass der Verfasser in nächster Zeit uns eine Geschichte dieser Wallfahrtsorte geben kann. P. G.

Simmentaler Heimatbuch. Herausgegeben von der Heimatkundevereinigung des Simmentals. Bern, P. Haupt, 1938. Gr. 8°. 620 S. Fr. 16.—.

Der Kanton Bern ist mit der Herausgabe solch stattlicher Heimatbücher wirklich allen andern Kantonen weit voran, und gerade das Oberland wird